

Zeitgänge

Der Nahost-Konflikt ist die vielleicht gefährlichste Wunde der Welt

Wir müssen eine Lösung finden

Israel, die Palästinenser und Annapolis / Reise-Eindrücke im Heiligen Land

Mitten auf der vierspurigen Jaffa-Street, einer der großen Verkehrsadern Jerusalems, tritt der Fahrer abrupt auf die Bremse. Der morgendliche Berufsverkehr stockt. „Seht Ihr“, sagt *Orna Simon*, die israelische Reiseleiterin, „all das Blaulicht dort?“ Sie lenkt unsere Aufmerksamkeit, die gerade noch auf die ehrwürdige alte Stadtmauer und den Zionsberg mit seinen Türmen gerichtet war, auf einen Platz an der rechten Straßenseite. Dort sperren Männer und Frauen in Uniform mit Gewehren und Plastikbändern ein Areal weiträumig ab. „Ich habe es soeben im Radio gehört: Unsere Sicherheitskräfte rechnen mit einem Attentat radikaler Palästinenser. So sieht das dann aus!“ Beklemmende Gefühle. Doch so plötzlich es gekommen war, so schnell ist es wieder vorbei. „Glück gehabt!“, entfährt es *Orna Simon*. Die Erleichterung ist ihr am Klang der Stimme anzumerken. Die Reisenden atmen auf. Der Bus setzt seine Fahrt fort. Am Abend erfahren wir, daß es „nur“ falscher Alarm war.

„Wir sind ein Volk, das seit sechzig Jahren mit Krieg und Kampf lebt“, weist uns die Reiseleiterin später auf die Traumatisierungen hin. Jede israelische Familie kennt jemanden, der im Krieg oder bei einem Selbstmordattentat zu Schaden kam. Und – so möchte man ergänzen – auch

in jeder palästinensischen Familie gibt es Opfer des bewaffneten israelisch-arabischen Konflikts, Menschen, die unter israelischen Militäreinsätzen oder den alltäglichen Kontrollen in den besetzten Gebieten zu leiden haben.

Eine Momentaufnahme in der heiligen Stadt Jerusalem (vgl. Titelfotos), von der es beim Propheten Sacharja in einer Vision heißt: „Greise und Greisinnen werden wieder auf den Plätzen Jerusalems sitzen; jeder hält wegen seines hohen Alters einen Stock in der Hand. Die Straßen der Stadt werden voll Knaben und Mädchen sein, die auf den Straßen Jerusalems spielen“ (8, 4f).

Es ist das Land der Gegensätze: Araber und Juden, eine Bevölkerung aus mehr als 120 Nationen gebildet, mit Wüsten und fruchtbaren Ebenen, mit hohen Bergen und Tälern bis unter den Meeresspiegel. Und mit „Friedensstarre“, wie die FAZ soeben schrieb.

Wird die internationale Nahost-Konferenz in *Annapolis/Maryland*, die bei Redaktionsschluß noch nicht begonnen hatte, eine Klärung bringen? Es gibt sie ja im Lauf der Geschichte immer wieder, die Augenblicke der Hoffnung, die sich dann in politische Wirklichkeit verwandelt. Man erinnert sich an den ersten Besuch des ägyptischen Staatspräsidenten *Anwar al-Sadat* in Jerusalem 1977. In Israel wurde ihm großes Mißtrauen entgegengebracht. Doch dann ereignete sich, was der Radiojournalist *Gideon Lewy* einen Zusammenbruch von Stereotypen nannte. Sadat, der Araber, konnte mit seinem Friedenswillen überzeugen und die Herzen der Juden gewinnen. Zwei Jahre später unterzeichneten Ägypten und Israel einen Friedensvertrag.

Als der „Heilige“ versagte

Wer Politiker und Vertreter von Nicht-Regierungsorganisationen derzeit nach der Stimmung befragt, stößt auf viel Skepsis. Auf beiden Seiten des Jordans wird betont, daß man keine großen Erwartungen habe. Israeli-sche wie palästinensische Politiker bezeichnen es allerdings als Erfolg, daß Annapolis „überhaupt stattfindet“.

Der angesehene ehemalige Botschafter Israels in Berlin, *Avi Primor*, hat in Herzliya, einer Stadt nördlich von Tel Aviv, einer Journalistengruppe der „Gesellschaft katholischer Publizisten“ seine Vorstellungen präsentiert. Durch die vielen Versuche seit 2000, den Konflikt zu entzerren, seien doch alle wichtigen Fragen längst auf dem Tisch. Der hochgewachsene Diplomat erinnerte an das Treffen zwischen *Yassir Arafat* und *Ehud Barak* in Camp David II, das der Palästinenserpräsident allerdings platzen ließ – ein politischer Kapitalfehler mit verheerenden Wirkungen, ja womöglich das entscheidende Versagen Arafats überhaupt, der bei nicht wenigen Arabern trotzdem wie ein „Heiliger“ verehrt wird. Während Israel damals zu größten Zugeständnissen bereit war – Rückzug aus Ost-Jerusalem, Abzug der Siedler und Soldaten aus dem West-

jordanland zu 95 Prozent, Anerkennung der Schaffung eines Palästinenserstaats –, beharrte Arafat auf einem Rückkehrrecht für alle palästinensischen Flüchtlinge.

Zukunft für ungeteiltes Jerusalem?

Avi Primor erwähnte auch die „Bush-Vision“ 2002, den Genfer Friedensplan 2003 sowie die sogenannte Roadmap (Wegeplan), den Dreistufen-Plan des Nahost-Quartetts (USA, Rußland, EU und UN) hin zu einer Zwei-Staaten-Lösung im gleichen Jahr. Im wesentlichen geht es um die Klärung folgender Streitfragen: Ende der Besetzung Israels im Westjordanland, Räumung der jüdischen Siedlungen, Entwaffnung der Extremisten, Lösung der Flüchtlingsfrage der Palästinenser, das Wasserproblem sowie die – gemeinsame? – Zukunft Jerusalems.

Der ehemalige Botschafter sprach über das ständig unter Bedrohung ausharrende Lebensgefühl vieler Israelis. Wenn man die Leute frage, welche Bedeutung Frieden für sie habe, sagen sie: Wichtiger ist – insbesondere nach den Intifada-Wellen palästinensischer Selbstmordattentäter – Sicherheit.

(Fortsetzung auf der nächsten Seite links oben)

Da die Regierungen Olmert und Abbas jeweils innenpolitisch geschwächt sind und sich der Rückzug Israels aus den besetzten Gebieten nicht als Mittel zur Befriedung erwiesen hat, sieht Primor allein eine Möglichkeit: Eine robuste internationale Eingreiftruppe, die von der Uno das Mandat hat, die Sicherheit durchzusetzen und zu gewährleisten. Primor schlägt vor, daß dieses militärische Unternehmen von der EU geleitet wird, nach vorheriger Zustimmung der Amerikaner. Das palästinenserfreundliche Frankreich könne dabei eine führende Rolle übernehmen, die Türkei und Indonesien sollten gemäßigte Muslime als Soldaten schicken. Deutschland könnte wirtschaftlich das Projekt unterstützen. Europäische UN-Truppen hätten ja bereits im Südlibanon und im Gaza-Streifen Verantwortung übernommen. Ob eine solche Lösung in Annapolis ernsthaft diskutiert wird? „Ich bin skeptisch“, sagte Primor. Aber in der Politik dürfe man „nie nie sagen“.

Friedlicher Schein – ideologischer Streit

Bei der Fahrt nach Ramallah und in andere palästinensische Autonomiegebiete fallen die unzähligen Plakate mit dem Gesicht Yassir Arafats auf, dessen dritter Todestag von der Autonomiebehörde kürzlich groß gefeiert wurde. Viele Palästinenser nahmen an Kundgebungen teil, die von Polizisten kontrolliert wurden. Den Amtssitz der Autonomiebehörde, die Muqata, können die Journalisten unerwartet „frei“ und unkontrolliert wie eine touristische Sehenswürdigkeit in einem friedlichen Land betreten. Lediglich zwei Soldaten halten auf dem großräumigen, geteerten Vorplatz Wache. Sie wirken desinteressiert. Freundlich werden wir zum ehemaligen Büro Arafats geführt. Zwei Herren in feinen Anzügen begleiten uns. Die Ausbeulung an der Brust verrät, daß der liberale, friedliche Schein trägt.

Über der Tür des Amtszimmers ist eine goldene Inschrift angebracht. Sie weist jeden unmißverständlich auf die – fast metaphysisch-, „vergöttlichte“ – Rolle hin, die der Palästinenserführer als „Erlösergestalt“ für seine Anhänger einnimmt: „Märtyrer der Nation“. In seinem nüchtern wie edel gebauten neuen Mausoleum gleich neben dem Amtsgebäude stehen zwei Ehrensoldaten am Grab Wache. Kränze, Blumen, drei Fahnen auf Halbmast erinnern an den jüngsten Feiertag. Die Friedhofsidylle täuscht jedoch. Die Palästinenser sind selber ideologisch zutiefst untereinander zerstritten.

Im Gespräch mit einem hochrangigen Berater des Arafat-Nachfolgers *Mahmoud Abbas* kommt die ganze Komplexität zum Ausdruck. Die vielen vergeblichen Anläufe zu Verhandlungen, die gebrochenen Schwüre auf beiden Seiten, die Verluste und Schmerzen, das Gefühl des Zurückgesetzt-Seins, der Minderwertigkeit, die überhöhen Erwartungen der internationalen Gemeinschaft haben deutliche Spuren hinterlassen. Zwar sei das Zeitfenster für Verhandlungen in Annapolis für eine kurze Weile tatsächlich zum Positiven hin geöffnet, aber zugleich herrsche bei vielen Arabern der Eindruck vor, Israel sei nicht wirklich zu einer Einigung bereit. Der jüdische Staat baue entgegen allen Beteuerungen zum Beispiel die großen Siedlungen in der Westbank weiter aus.

Christlich und in der Hamas

Was aber ist mit den islamischen Extremisten? Am Arafat-Gedenktag endeten die Feierlichkeiten im Gaza-Streifen in einem Blutbad nach Schießereien zwischen Fatah- und Hamas-Anhängern. Weiterhin wird täglich israelisches Gebiet vom Gaza-Streifen aus beschossen. Und auch die Al-Aksa-Brigaden, die radikale Kampfmiliz der Fatah, verüben Anschläge auf Israelis.

Der von Israel offiziell „Sicherheitszaun“ genannte Grenzstreifen, der beispielsweise um Bethlehem herum als acht Meter hohe monströse Mauer palästinensische Gebiete durchschneidet und Familien und Nachbarn unbarmherzig voneinander trennt, hat die Selbstmord-Attentate gewiß stark verringert. Doch an der Mauer entzündet sich neuer, abgrundtiefer Haß selbst gemäßigter Palästinenser auf Israel.

Der Präsidentenberater begnügte sich, angesprochen auf den arabischen Terror, mit dem allgemeinen Hinweis, daß die Infrastruktur für Attentate auf beiden Seiten beseitigt werden müsse. Über die extremistische Hamas im Gazastreifen, die im Mai die dortigen Wahlen mit großer Mehrheit gewonnen hatte und keine Gelegenheit ausläßt, die Fatah sowie die palästinensische Autonomiebehörde zu bekriegen, sagte der Fatah-Mann lieber nichts Genaueres.

Der libanesische Journalist *Rami G. Khouri* erklärt

den Erfolg der Hamas in der „International Herald Tribune“ aus dem Versagen der korrupten, Fatah-geleiteten Elite, aus einer aggressiven Politik von Seiten Israels und der USA sowie aus der zunehmenden Abwertung und inneren geistigen Zersetzung und Verödung der palästinensischen Gesellschaft. Ähnlich besorgt äußerte sich der Soziologe *Bernard Sabella*, der als Christ Mitglied des Palästinenserparlaments ist. Vor allem die Menschen im Gaza-Streifen litten unter ihrer in jeder Hinsicht isolierten Situation. „Was sollte ein junger Mensch in Gaza für eine Hoffnung haben?“ Wenn, dann sucht man sein Heil in der Auswanderung, überwiegend nach Kanada, Australien, Neuseeland. Manche gehen nach Schweden.

Wie kompliziert und widersprüchlich die Empfindungen der arabischen Bevölkerung sind, bestätigt eine Umfrage, die kürzlich das „Palästinensische Zentrum für Politik und Meinungsforschung“ in Ramallah mit der „Konrad-Adenauer-Stiftung“ durchgeführt hat. Während drei Viertel der palästinensischen Gesamtbevölkerung die Gewaltbereitschaft und die Militär-Aktionen der Hamas ablehnen, befürworten zugleich vierzig Prozent die von Präsident Abbas abgesetzte Hamas-Regierung. Jeder Zweite im Gaza-Streifen antwortete auf die Frage, ob er sich unter der Hamas sicher fühlt, mit Ja. Andererseits gewinnt Abbas unter Hamas-Anhängern durchaus manche Zustimmung. Wären heute Präsidentschaftswahlen, würden nach dieser Untersuchung angeblich fast 60 Prozent der Bevölkerung für Mahmoud Abbas und etwa 37 Prozent für *Ismael Hanijeh*, den abgesetzten Ministerpräsidenten der Hamas, stimmen. Aber wie sicher sind schon Zahlen im Orient – noch dazu in einem Land ohne jedwede demokratische Verfaßtheit, ohne Gewaltenteilung, ohne wirkliche Pressefreiheit...?

Insbesondere die christlichen Palästinenser sitzen zwischen allen Stühlen. Manche bevorzugen die Fatah, andere die radikalere islamische Hamas. Diese stellt sogar zwei christliche Bürgermeister. Einer davon regiert in Bethlehem.

Macht der Graswurzel-Nahost-Konferenz

Erzbischof *Fuad Twal*, bald Nachfolger des lateinischen Patriarchen von Jerusalem, Erzbischof *Michel Sabbah*, sieht die Lage der Christen zwar nicht gerade optimistisch, aber auch nicht nur pessimistisch. „Unsere Schulen, unsere Pfarreien funktionieren.“ Auch im Gazastreifen. Es sei oftmals eher Israel, das den Christen, viele darunter Araber, Schwierigkeiten mache, etwa bei der Genehmigung von Aufenthaltsrechten für Geistliche aus arabischen Staaten. Er habe in dieser Sache gemeinsam mit Kardinal *Walter Kasper* bei der Regierung vorgesprochen. „Wir hören Versprechen, Versprechen, Versprechen. Dies ist das Land der Versprechen... Aber nichts geschieht.“

In Bethlehem, an der katholischen Universität, bekommt man im Gespräch mit jungen christlichen Studentinnen einen kurzen Eindruck, was es heißt, in abgegrenzten, von Mauern umgebenen Palästinensergebieten zu leben. Das sei kein normales Leben, sagt die Informatik-Studentin *Stephanie Nasser*. Es herrsche ein Gefühl der ständigen Unsicherheit. „Wir würden gern im Sommer auch mal nach Tel Aviv fahren, um den Strand und das Meer zu genießen. Da ich aber einen palästinensischen Paß habe, würde ich eine Spezialgenehmigung brauchen, und es ist beinahe unmöglich eine solche zu bekommen.“ Zudem sei jeder Gang nach Israel über die Checkpoints eine Tortur, eine schikanöse Behandlung durch die Soldaten. Andere berichten, wie sie am Checkpoint stundenlang in der Sonne stehen mußten, keine Toiletten da sind, die Soldaten ohne besonderen Grund die Kontrollen dauernd verzögerten.

Die Journalisten wollen wissen, ob es trotzdem Gelegenheiten gibt, sich mit israelischen Kommilitoninnen und Kommilitonen zu treffen, sich wissenschaftlich, persönlich, religiös zu begegnen, ins Gespräch zu kommen. „Ich glaube nicht, daß so etwas sinnvoll ist“, meint *Dana Bannoura* nachdenklich, und die anderen Frauen nicken. Warum? „Die Mehrzahl der Israelis ist an uns Palästinensern nicht interessiert.“

Von Mentalitätsunterschieden, Desinteresse, Unverständnis ist beiderseits die Rede. Das Wagnis, aus dem Labyrinth der Gewalt hinauszufinden und den Gordischen Knoten der Angst zu zerschlagen, wird häufig als zu groß betrachtet. Erzbischof Twal sieht Israel in der größeren Pflicht und Verantwortung. Denn: „Der Stärkere muß dem Schwächeren die Hand reichen. Und Israel ist stark.“

Oft sind es kleine Bildungsinitiativen, die mutig vorgehen: das Friedensdorf Neve Shalom/Wahat al-Salam etwa, wo Juden und Araber, Christen, Moslems und

Juden gleichberechtigt zusammenleben. Oder: die von der „Jerusalem-Foundation“ 1998 gegründete und unterstützte Max-Rayne-Schule – sie trägt den Gründungsnamen „Hand-in-Hand-Schule“ –, die soeben neue Gebäude eröffnet hat. 450 arabische und jüdische Kinder werden dort zweisprachig und interreligiös erzogen. Jede Klasse hat zwei Klassenlehrer, einen arabischen und einen jüdischen. Zudem gibt es etliche Versuche, jüdische und arabische Jugendliche in Friedenscamps im Ausland zusammenzubringen, eine eigene Art von Graswurzel-Nahost-Konferenz.

In dem aktuell heiß diskutierten Buch „Die Geschichte der Israelis und Palästinenser“ (von *Noah Flug* und *Martin Schäuble*, München 2007) wird von der Begegnung des sechzehnjährigen Palästinensers Aiyub mit dem gleichaltrigen Elad berichtet. Der junge Israeli meint: „Ich dachte, es gibt keine Chance für Frieden. Ich war der Meinung, wir brauchen Barrieren und Mauern, um uns zu schützen. Aber es gibt viele Leute wie Aiyub, nur leider nicht in der palästinensischen Regierung. Dasselbe gilt für mich und meine Regierung. Viele sind zu stolz und zu dickköpfig. Leute wie Aiyub und ich müßten uns mehr durchsetzen. Das gilt auch in der eigenen Familie ... Aiyub und ich, wir sind hier, das ist unser Zuhause. Und wir müssen eine Lösung finden.“